

# «Und es geht doch»

→ Jonas Staub, Sozialpädagoge, NPO-Manager und Geschäftsleiter von Blindspot, setzt sich seit Jahren für eine konsequente Gleichstellung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung ein. Er nimmt zum Thema Inklusion Stellung.



Seit 10 Jahren organisiert Jonas Staub, Geschäftsleiter von Blindspot unter anderem auch Camps in Zusammenarbeit mit PluSport.

**Herr Staub, Sie organisieren mit Blindspot seit zehn Jahren unter anderem auch Camps, in denen Sie Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung zusammenbringen, um beide Seiten füreinander zu sensibilisieren. Sie möchten damit einen Prozess auslösen, dessen Ziel in der Fachsprache Inklusion heisst. Können Sie ein Beispiel nennen, das den Unterschied zwischen einer Integration und einer Inklusion aufzeigt?** Ein Rollstuhlfahrer, der ohne fremde Hilfe in ein Gebäude gelangt, ist zwar integriert, aber wenn niemand mit ihm etwas zu tun haben will, fühlt er sich dennoch isoliert. Dort setzen wir mit Blindspot an. Die Unterschiede sollen durch gegenseitiges Verstehen verschwinden. Ein Leitgedanke dabei ist: Und es geht doch. Wir überschreiten die Grenzen mit Menschen mit Behinderung bewusst, ohne dabei unvorsichtig zu handeln. Die Integration setzt einen Prozess in Gang, wodurch sich alle auch auf einer sozialen Ebene zu verstehen beginnen. Die Inklusion wäre dann der abgeschlossene Prozess, die selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen mit Behinderung.

**Wie schafft man es, dass sich ein Mensch mit einer Behinderung zugehörig fühlt?** Es braucht von allen Seiten den Willen, am gleichen Strang zu ziehen. Zudem ist es ausschlaggebend, dass wir als Organisator sorgfältig planen. Wir müssen viele Details beachten und alle Schnittstellen der Teilnehmenden involvieren, um gravierende Enttäuschungen zu vermeiden. Sie geschehen vor allem dann, wenn der Integrationsprozess weit fortgeschritten ist. Dies, weil der Mensch in einem Moment empfindlich enttäuscht wird, indem er sich anderen gegenüber stark geöffnet hat. Man hat dann

verloren, wenn die Person mit Behinderung kapituliert und sich sagt, «es ist doch besser, wenn ich unter meinesgleichen bleibe».

**Ist Sport ein gutes Mittel zur Inklusion?** Sehr sogar – weil man danach über das Gleiche diskutieren kann. Die Knacknuss sind die Erwartungen. Hier steht der Organisator in der Verantwortung. Einerseits geht es darum, Sportarten auszuwählen, die sich allenfalls eher eignen. Und auch, wie man sie anbietet. Teamsport eignet sich nur bedingt. Sport mit offenen Regeln funktioniert besser, etwa Breakdance, Parkour oder Fechten. Beim Fussball muss man die Bereitschaft der Teilnehmer ohne Behinderung gewinnen, dass sie ihren Leistungsdrang anderswo ausleben oder ihnen die Möglichkeit geben, andere Fähigkeiten auszuloten, beispielsweise, indem man ihnen eine Trainerfunktion erteilt.

**Die UN-Behindertenrechtskonvention (BRK) fordert eine «gleichberechtigte Teilhabe an der Gemeinschaft» für Menschen mit einer Behinderung, und damit auch am Sport. Was bedeutet dies für eine Organisation wie PluSport?** Die BRK wird einiges bewegen. Aber konsequenterweise würde die Inklusion die Aufhebung von Strukturen bedeuten, welche separierte Sonderförderung anbieten. Der politische Druck wäre damit am grössten. Als Vision muss dies verfolgt werden.



Das Miteinander bringt mehr Verständnis füreinander.

**PluSport und alle Behindertenorganisationen wären also im Idealfall eines Tages überflüssig?** In der heutigen Struktur schon. Aber: das Fachwissen der Leute braucht es weiterhin und die Menschen, die das Sonderförderungswissen mitbringen sollen die Betreuung und Unterstützung von Menschen mit Behinderungen im inklusiven Rahmen fortführen.

Fabian Rottmeier